

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 1 Bydgoszcz / Bromberg, 1. Januar 1938

Zeitenwende.

Glücklich, die wir auf der Zeiten
Wasserscheide noch geboren,
Zwiefach Rauschen in den Ohren,
Zweier Welten Grenze schreiten —

Ruhend an den Quellentoren
Dunkelnder Vergangenheiten,
In der Zukunft Morgenbreiten
Großen Auges nun verloren.

Dort der Kindheit Seligkeiten . . .
Götterträume, vielbeschworen . . .
Bräuche, die Millionen weihten . . .

Hier noch fern in Rosenfloren,
Neuer Erde Sichbereiten . . .
Völker, neuem Kampf erkoren.

Morgenstern

D. Martin Luther:

Zur Jahreswende.

Wenn ich noch hundert Jahre sollte leben, und hätte nicht allein die vorigen und jetzigen Rotten und Sturmwinde durch Gottes Gnaden gelegt, sondern könnte auch alle künftigen also legen, so sehe ich doch wohl, daß damit unsern Nachkommen keine Ruhe geschafft wäre, weil der Teufel lebet und regieret; darum ich auch bitte um ein gnädiges Ständlein und begehre des Wesens nicht mehr. Ihr, unsere Nachkommen, betet auch mit Ernst und treibet Gottes Wort fleißig; erhaltet das arme Windlicht Gottes; seid gewarnet und gerüstet, als die alle Stunde erwarten müssen, wo auch der Teufel etwa eine Scheibe oder Fenster ausstoße, Tür oder Dach aufreiße, das Licht auszulöschen.

Darum seid nüchtern und wachet; er schläft und feiert nicht, auch stirbt er nicht vor dem Jüngsten Tage. Ich und du müssen sterben, und wenn wir tot sind, so bleibet er gleichwohl der, so er allezeit gewesen, und kann sein Stürmen nicht lassen. Christus, unser lieber Herr, der ihm den Kopf zertreten hat, komme und erlöse uns endlich von seinem Stürmen. Amen.

Weltgeschichte am Neujahrsmorgen.

Anekdote von Hans Bär.

Auf dem Castorhof in Koblenz, im Schatten einer uralten Kirche und in der Nähe des „Deutschen Ecks“, bei dem die Mosel in den Rhein mündet, steht ein eigenartiges Denkmal, ein schwerer Quader mit französischer Inschrift. Mancher erkennt nach einigem Bemühen, daß es sich um den Sockel eines Brunnens handelt, der prächtig geplant, aber nicht vollendet worden ist. Doch können sich die meisten Betrachter die seltsame Inschrift nicht erklären und gehen kopfschüttelnd von dannen.

Wer aber von einem Eingeweihten die Entstehungsgeschichte des Brunnens und der Inschrift erfährt, wird schmunzelnd erkennen, daß er hier einen „Scherz in Stein“, einen Witz kennen lernt, mit dem sich ein geistvoller Soldat verewigte und einem voreiligen Sieger eine denkwürdige Antwort gab.

Der Übereifrige und Übereilige, ein Herr Jules Doazan, war zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts, als sich das ganze linke Rheinufer im Besitz der Franzosen befand, von Napoleon, seinem Kaiser und Herrn, zum Präfekten des „Moseldepartements“ in Koblenz ernannt worden. Als glühender Patriot berauschte er sich an dem Anblick des burgenreichen Landes, der rebentragenden Mosel- und Rheinufer, die er für seinen Kaiser verwalten durfte. Aber ihm stieg der Ruhm seines Herrn und seines Landes so stark zu Kopfe, wie der perlende Bernkastler und Uerziger Wein, den er bei manchem festlichen Mahl mit Behagen schlürfte.

Nachdem die Preußen bei Jena und Austerlitz geschlagen, die Engländer an ihr Inselreich gebunden und die Österreicher überwunden worden waren, sah Doazan in seinem Kaiser den unbesieglichen Herrn der Welt. Und als Napoleon mit einem Riesenheer und verbündeten oder unterdrückten Hilfsvölkern nach Rußland zog, um den Kaiser Alexander zu demütigen, wollte der Präfekt seiner Begeisterung einen besonders feierlichen Ausdruck geben.

Die verfrühten Siegesmeldungen, die aus Rußland eintrafen, bewogen ihn, auf dem Castorhof zu Koblenz einen breiten Brunnen ausschachten zu lassen. Zu derselben Zeit, da das kaiserliche Heer an der Beresina einen verzweifelten Kampf gegen die Russen, den Winter und den reißenden Fluß führte, weihte Jules Doazan den Sockel ein, auf dem in französischer Sprache und zierlicher Empireschrift zu lesen stand, daß dieser Brunnen Napoleon dem Großen und dem Andenken an den glorreichen Feldzug gegen die Russen gewidmet und unter der Präfektur von Jules Doazan gebaut worden sei.

Der Herr Präfekt hatte Zeit und Gelegenheit zu seinem Siegesdenkmal falsch gewählt. Ein Jahr später rückten die Russen auf der Verfolgung der bei Leipzig geschlagenen Franzosen in Koblenz ein.

An dem glasklaren, bitterkalten Neujahrsmorgen des Jahres 1814, da Blücher mit seiner Armee bei Caub über den Rhein setzte, stand der zum Stadtkommandant von Koblenz ernannte kaiserlich russische General St. Priest vor dem Denkmal Jules Doazans und — lächelte. Er gab auch nicht den naheliegenden Befehl, dieses Zeugnis einer zusammengebrochenen Herrschaft zu zerstören, er lächelte nur fein.

Unter die hochtrabenden Worte des Präfekten, der allzu früh den Sieg über die Gegner gefeiert hatte, ließ St. Priest in der gleichen zierlichen Empireschrift und der gleichen Sprache die Worte setzen: „Vu et approuvé par nous! Commandant Russe de la ville de Coblentz.“ — „Gesehen und genehmigt! Der russische Kommandant der Stadt Koblenz.“ Und dazu feinsäuberlich das Datum: „Le premier janvier 1814“ — „den ersten Januar des Jahres 1814.“

So steht es heute noch zu lesen, so ist es uns noch heute erhalten, dieses seltsame Denkmal, das uns eindringlich beweist, daß die Einsichtslosen und Voreiligen im großen wie im kleinen im Wechsel der Jahre oft eine gründliche Quittung erhalten.

Der Mensch und die Zeit.

Zum Jahreswechsel

Es eilt die Zeit, leicht ist ihr Schritt,
Wir müssen mit, wir müssen mit.
So mancher will es nicht verstehn,
Er möchte gern gelassner gehn:
„Wozu die Hast? So halt' doch ein!
Minuten sollten Stunden sein.“

Das Jahr geht lächelnd seinen Weg.
„Wie — wenn bei dir die Unrast läg'?
Eilst du nur nicht jahrein, jahraus
Mit deinem Sorgenpack voraus.
Zählst du nicht jeden Meilenstein,
Statt dich des Blütenbaums zu freu'n?
Das Jahr ist länger als du denkst,
Wenn du dich ihm in Liebe schenkst;
Das Kind, weil es beim Glück verweilt,
Hat dein Geseufze nie geteilt.
Dein Jahr wär' eine Ewigkeit,
Nähmst du dir nur zum Leben Zeit.“

Alfred Huggenberger.

Glückwunsch aus der Kiste

Heiteres von Mathilde v. Leinburg.

In der schwedischen Universitätsstadt Upsala war in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einer der Ausdeuter der lateinischen Klassiker, Professor Anders Frigell, keineswegs die einzige unter den damaligen Universitätsleuchten, die durch ihre Eigenheiten der Stadt, voran natürlich den Studenten, heiteres Tagesgespräch lieferten. Nichts Lästigeres gab es für ihn, als sich sorgfältig anziehen zu müssen, nichts Scheußlicheres, als Anstandsbesuche zu machen. Am schlimmsten erschienen ihm Neujahrsbesuche, mit denen man es aber gerade im Norden besonders genau nahm.

Dieser alljährlich wiederkehrende Schreckenstag war wieder erschienen, und verdrießlich stand der Professor am Fenster. Die Silvester-Feier hatte Frigell im Kreise froher Amtsbrüder — gegen solchen ungezwungenen Männerverkehr hegte er keine Abneigung — länger als zuträglich ausgedehnt. Da sah er plötzlich zwei mit ihm im gleichen Hause wohnende, ziemlich angejahrte Schwestern über den Hof gehen. Schön herausgeputzt, wie es sich am Neujahrstag gehört; die gingen wohl eben aus, ihre Neujahrsbesuche zu erledigen.

Eilig kramte der Glückliche eine Besuchskarte hervor, kritzelte ein paar Worte darauf, griff nach seinem Hauskäppchen und lief, so wie er ging und stand, nur in Unterhose, Schlafrock und Pantoffeln, in das Stockwerk der Schwestern, warf, pfiffig schmunzelnd, seine Karte in den Briefschlitz der Tür und — sah durchs Stiegenfenster, daß beide Damen aufgeregt umkehrten. Göthilda wartete unten im Hof, aber Helesine — die hatte wohl was vergessen — sprang leichtfüßig die Stiegen herauf. Und er in Unterhose, Schlafrock und Pantoffeln!

Flüchten, aber wohin? Neben der Wohnungstür stand eine große Holzkiste auf dem Gang — die einzig mögliche Rettung. Flink — Professor Frigell war kein Falstaff — hob er den Deckel auf und krabbelte in die Kiste. Ein hartes Lager! Und da drückte ihn obendrein noch etwas Eiskaltes — ein großer Schlüssel! Um Himmelswillen, sie wird doch nicht?

Sie hatte. In der Holzkiste wurde beim Ausgehen immer der große Wohnungsschlüssel versteckt, den man nicht immer mitschleppen wollte. Und unbarmherzig, wie das Schicksal schon ist, trat Helesine an die Kiste heran, hob den Deckel — ein Schrei!!

„Ein gutes neues Jahr!" stammelte der verzweifelte Gelehrte seinen Glückwunsch und hielt dem versteinerten Fräulein den Schlüssel entgegen. Dann ließ er schamhaft wieder den Deckel über sich fallen.

Als Helesine, atemlos vom Schrecken dieses Erlebnisses, aber innerlich kichernd aus Vorfreude, ganz Upsala das erzählen zu können, ihre Wohnungstür öffnete, lag da ein weißes Kärtchen am Boden mit Professor Frigells Namen. Mit Bleistift waren darauf flüchtig die Worte hingeworfen: „Die Damen leider verfehlt. Ein gutes neues Jahr!"

Der krumme Kreis.

Roman von Gerald Verner.

Urheberschutz für den Eden-Verlag, Berlin.

(12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Auf der Polizeistation wurde dem diensttuenden Inspektor Mr. Dockers Anliegen vorgetragen. Auch hier weigerte sich der kleine Kerl standhaft, zu jemandem anderen zu sprechen, als zu dem Mann von Scotland Yard. Nach langem Zögern rief man Mr. Budd an.

Dieser saß bei Chefkommissar Foley in dessen kleinem Bureau, als der Anruf kam. Er schien ziemlich verwundert, als man ihm sagte, wer mit ihm zu sprechen wünsche.

„Docker? Ja natürlich kenne ich ihn. Was will er denn?"

„Das weiß ich nicht, Sir", erwiderte der wachhabende Sergeant kopfschüttelnd. „Er rückt damit nicht raus. Er will es nur Ihnen sagen."

Mr. Budd erhob sich träge, ging in die Wachstube und nahm den Hörer auf, den der Sergeant auf den Tisch gelegt hatte.

„Hallo! Docker?"

„Spricht dort Chefkommissar Budd?" fragte der Einbrecher am anderen Ende mit hoher, aufgeregter Stimme. „Hören Sie zu „Chef"! Sie müssen mich hier in meinem Hotel besuchen. Es ist hier zwar nicht besonders bequem, und das Personal ist unter aller Kritik, aber ich habe etwas, was ich nur Ihnen persönlich sagen kann."

„Worum handelt es sich?" fragte der Rosenkavalier. „Du weißt, daß ich nichts für dich tun kann, Docker."

„Das sollen Sie auch nicht!" war die rasche Antwort. „Aber ich kann etwas für Sie tun. Sie haben doch den Mordfall hier in Händen: den Mord an Jarvis und an dem andern Burschen?"

Mr. Budds Gesichtsausdruck änderte sich.

„Ja. Warum? Was weißt du darüber?"

„Kommen Sie her, dann erzähl ich's Ihnen. Am Telephon kann ich nicht reden, man ist nicht ungestört. Die ganze plattfüßige Schnüfflerbande von der Station hört zu."

Mr. Budd mußte lächeln.

„Gut, — ich komme sofort hinüber."

„Sie brauchen nicht erst Mittag zu essen, bemerkte Docker unerschütterlich. „Ich werde einen Tisch im Speisesaal für uns reservieren lassen."

Der dicke Detektiv hängte lachend an und begab sich zu Foley zurück.

Foley hörte mit gerunzelter Stirn zu, als Mr. Budd kurz über das Telephongespräch mit Docker berichtete.

„Was wird er schon wissen?" fragte er zweifelnd, und kratzte sich am Kinn.

„Vielleicht gar nichts. — Vielleicht aber auch sehr viel."

„Ja, er könnte unter Umständen eine Lösung der Frage gefunden haben, wie Cashman in dem verschlossenen Zimmer erschossen werden konnte. Das wäre eine Fahrt nach New Bury wert." —

Mr. Budd brauchte zwanzig Minuten bis zu der Polizeistation, in der der unglückliche Docker einquartiert war. Nach kurzer Rücksprache mit dem Inspektor wurde er nach der Zelle geführt.

Der kleine Kerl hatte sich bequem auf seinem Feldbett ausgestreckt, setzte sich aber aufrecht, als der breitschultrige Kommissar eintrat, und begrüßte ihn mit einem Grinsen.

„Bitte nehmen Sie Platz, „Chef"!" sagte er verbindlich. „Haben Sie vielleicht zufällig eine Zigarette bei sich?"

„Solche Sachen rauche ich nicht, Docker. Ein richtiger Mann raucht Zigarren. Davon kannst du eine haben."

„Der Kleine schnitt eine Grimasse, nahm aber trotzdem die Zigarre an und zog den Rauch mit Genuß ein.

„Ich hatte ein paar „Stäbchen" eingesteckt behauptete er kühn. „Aber einer von den Plattfüßen hat sie mir bei der Untersuchung geklaut."

„Sie hatten nichts in der Tasche, als eine halbe Krone," warf der Inspektor der Ortspolizei unwillig ein.

„Na, und wo ist die hingeraten? Wohl in die Kasse des Polizei-Waisenhauses?"

„Das würde ihm nicht viel genützt haben," brummte der Inspektor. „Es war Falschgeld."

Mr. Budd machte der Unterhaltung ein Ende:

„Also, lieber Docker, weshalb wolltest du mich sprechen? Du weißt, ich kann nicht den ganzen Tag hier bleiben.'

Docker wies mit einer geringschätzigen Kopfbewegung auf den Inspektor hin.

„Vor dem rücke ich nicht damit raus. Was ich zu sagen habe, ist streng vertraulich. Ich spreche darüber nur unter vier Augen mit Ihnen."

Der Inspektor kannte Mr. Dockers seltsame Art, geheimnisvoll zu tun, und lächelte gutmütig.

„Dann werde ich die Herren allein lassen."

„Vergessen Sie nicht das Mittagessen!" rief ihm der Kleine nach. „Ich verlange das Beste, was das Haus zu bieten hat, und einen Tisch mit Aussicht auf den Park."

„Tut mir leid! Wir essen hier nicht Mittag," gab der Inspektor zurück. „Damit werden Sie sich bis Pentonville gedulden müssen."

Vor sich hinlachend verließ er die Zelle.

„Wenn es in England Gesetze gäbe. müßte der Kerl demnächst baumeln" bemerkte Docker düster.

„Es gibt eben keine mehr, du hast sie alle gebrochen!" lachte der Rosenkavalier. — „Nun aber zur Sache: was weißt du von den bewußten Fällen?"

Der kleine Einbrecher nahm einen tiefen Zug aus seiner Zigarre und stieß den Rauch langsam aus dem Munde.

„Wissen Sie, wofür ich hier sitze?"

Der andere nickte, und Docker fuhr fort:

„Unter uns gesagt, ich hab's natürlich getan. Anderen würde ichs nicht erzählen, aber ich weiß, Sie sind ein Gentleman und können fremdes Vertrauen respektieren."

„Vertrauen respektieren und Verbrechen vertuschen ist noch lange nicht dasselbe, alter Freund!" gab Mr. Budd zu verstehen.

Der andere fuhr ungeduldig mit der Zigarre durch die Luft.

„Das ist ganz schnuppe! Ich bin eben geschnappt worden, — und will wetten, daß sie mich auch festhalten werden. Ob Sie mein Geheimnis bei sich behalten oder es überall herumerzählen, ist mir schließlich wurscht. Verdammtes Pech, daß ich nicht rechtzeitig verduften konnte!" Er zuckte resigniert die Achseln. „Als ich also das Schlafzimmer der Villa durchsuchte, fand ich auch ein kleines Buch auf dem Toilettentisch. Es war ungefähr so groß." Er deutete mit der Hand einen Gegenstand von der Größe eines Taschenkalenders an. „Ich bin ziemlich neugierig und sah hinein. Es stand nicht viel darin, meist nur Verabredungen und Zahlen. Aber auf einer Seite für sich standen drei Namen. Damals sagten sie mir nichts, aber als mir der krummbeinige Sergeant von den Morden erzählte, fielen sie mir plötzlich wieder ein."

„Was waren das für Namen?"

Der kleine Dieb machte eine effektvolle Pause.

„Arthur Jarvis — Sir Joseph Cashman — und Ralph Grindley! Aber das ist noch nicht alles. „Er beugte sich vor und unterstrich jedes seiner Worte mit einer stoßweisen Bewegung der Zigarre. Unter den Namen stand der Satz: „Die Mörder meines Gatten!"

XVI.

Mr. Budd in London.

Als Mr. Budd wieder auf dem Polizeiamt von Thatchley eintraf, fand er Foley im Gespräch mit einem beweglichen kleinen Herrn. Er war glatt rasiert und hatte eine gesunde Gesichtsfarbe. Foley machte sie miteinander bekannt. Der kleine Herr war Major Boyland, der Chefkonstabler der Grafschaft Berkshire.

„Ein rätselhafter Fall! Äußerst rätselhaft!" Der Major sprach mit einer tiefen. rauhen Stimme, was bei einem Mann von so kleiner Gestalt ziemlich verblüffend wirkte.

„Ich bin froh, daß Sie gerade zur Stelle waren, Chefinspektor, sehr froh sogar. Foley hat mir eben alle Einzelheiten auseinandergesetzt. Ich will mich hängen lassen, wenn ich verstehe, wie es zugegangen ist."

„Augenblicklich verstehe ich es genau genau so wenig, Sir," antwortete Mr. Budd. „Aber eine Erklärung muß es schließlich geben."

„Als einzig möglich erscheint mir die, daß das Zimmer einen geheimen Zugang hat."

„Wenn es wirklich einen gibt, so muß er ungeheuer raffiniert angebracht sein," erklärte Mr. Budd kopfschüttelnd. „Wir haben das Zimmer so gründlich abgesucht, daß wir jetzt bald jeden Fliegendreck darin kennen. Aber von einer Geheimtür war nichts zu finden."

„Ich will beschwören, daß das Studierzimmer keinen geheimen Eingang hat," warf Foley entschieden ein.

Major Boyland brummte vor sich hin.

„Hm, — keine Geheimtür? Ganz unglaubliche Geschichte!"

Mit einem Ruck zog er sein Zigarettenetui aus der Tasche, ließ es aufspringen, nahm eine Zigarette heraus und steckte sie zwischen die Lippen: vier abgehackte Bewegungen, die Mr. Budd unwillkürlich an das „Griffekloppen" bei der Infanterie erinnerten. In derselben „Ruckzuck"-Manier ließ er das Etui wieder verschwinden, zog ein Feuerzeug hervor. Flamme an! — Zigarette in Brand! Flamme aus! Feuerzeug weg! —

„Foley sagte mir, Sie seien rübergefahren, um mit Docker zu sprechen," wechselte Boyland nach einigen Zügen das Thema. „Was hatte er Ihnen mitzuteilen?"

Der dicke Detektiv berichtete ausführlich, was der Einbrecher erzählt hatte. Foley runzelte die Stirn.

„Glaubst du, daß seine Angaben stimmen, oder meinst du, daß er sich nur wichtig machen will?"

„Er hat bestimmt nicht gelogen! Ich traue es mir zu, zu beurteilen, ob einer von den Burschen schwindelt, oder ob er die Wahrheit spricht. Docker hat ganz gewiß die Wahrheit gesagt."

Der Chefkonstabler schien nicht überzeugt. Er schüttelte den Kopf und rauchte heftig.

„Sind Sie wirklich ganz sicher? Die Bande lügt viel öfter, als sie die Wahrheit sagt."

„Ich glaube nicht, daß Docker gerissen genug ist, um den letzten Ausdruck zu erfinden: „die Mörder meines Gatten."

„Aber die Kentons?" entgegnete der Chefkonstabler und spitzte die Lippen. „Ich bin mit ihnen bekannt — ja, ich kann sagen befreundet! Mrs. Kenton ist eine charmante Frau. Ganz charmant! Ich glaube, sie kennt Cashman überhaupt nicht. Und Grindley oder Jarvis kennt sie bestimmt nicht."

„Ihr Sohn ist aber mit Miß Hatton bekannt", gab der Rosenkavalier zu bedenken. „Ich hob ein Taschentuch von ihm an dem Wege zu dem Gartenhaus auf, in dem Jarvis tot aufgefunden wurde."

„Tatsächlich! Das hatte ich ganz vergessen!" rief Foley.

„Miß Hattons Erklärung, wie es dahingekommen sei, befriedigte mich durchaus nicht," sagte Mr. Budd.

„Die Kentons?" Major Boyland sprach mehr zu sich selbst, seine Stirn lag in Falten, er strich sich über das Kinn. „Es ist einfach lächerlich anzunehmen, daß sie etwas mit der Sache zu tun haben . . ."

Mr. Budd sah ihn unter halbgeschlossenen Lidern an.

„Wieso lächerlich, Sir!? Was wissen Sie denn über Mrs. Kenton — außer der Tatsache, daß sie eine charmante Frau ist?"

Die Augenbrauen des Chefkonstablers hoben sich überrascht. Eine Weile erwiderte er wortlos den Blick des andern.

„Ja! Wenn Sie die Frage so stellen, Chefkommissar, dann weiß ich allerdings herzlich wenig."

„Haben Sie den Gatten von Mr. Kenton gekannt?"

Der Major schüttelte den Kopf.

„Nein. Ich glaube, er ist schon vor vielen Jahren gestorben. Mrs. Kenton war Witwe, als sie hierherkam."

„Wie lange ist das her, Sir?"

Der Chefkonstabler dachte nach.

„Acht Jahre, vielleicht etwas länger. Das Weiße Haus hatte schon lange leergestanden, als sie es kaufte und mit ihrem Sohn bezog."

„Wohnte damals Mr. Grindley schon hier?"

„Ja, seit — Augenblick mal! — ungefähr zwei Jahren!"

„Und Cashman?"

„Der ließ sich ebenfalls um diese Zeit hier nieder. Er ist eine unserer jüngsten Errungenschaften, er kaufte Dene Close vor fünf Jahren."

Mr. Budd wandte seinen trägen Blick langsam von Major Boyland zu Foley.

„Ich glaube, es könnte nichts schaden, wenn wir über die Kentons ein paar Erkundigungen einziehen," meinte er nachdenklich. „Zum Beispiel, woher sie kamen, bevor sie das Weiße Haus bezogen. Ich will ohnehin heute nachmittag nach London fahren, da werde ich mal ein bißchen nachforschen lassen."

„Sie werden damit nur Zeit vergeuden, Chefkommissar," brummte Major Boyland. „Ich bin fest überzeugt, daß sich der Bursche — hieß er nicht Docker? — nur wichtig machen will. Wo die Kerle Sensation erregen können, tun sie's.

Mr. Budd hielt mit einer Antwort zurück, ließ sich aber nicht von seiner Meinung abbringen. Major Boyland gehörte zu einem Typ, mit dem er schon öfter zusammengetroffen war. Mit solchen Menschen ließ sich nicht reden. Er war mit den Kentons befreundet, also waren sie über allen Verdacht erhaben. —

(Fortsetzung folgt.)

Der Reimpfarrer.

Hieronymus Natz war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Pfarrer von Tweng in den Niederen Tauern. Seine Eigenart, daß er gern und gut aus dem Stegreif dichtete und manchmal sogar in die Predigt Verse einfließen ließ, schaffte ihm den Beinamen „der Reimpfarrer".

Der Reimpfarrer liebte seine Gemeinde herzinniglich, war aber sehr energisch und sehr drastisch, wenn es Ärgernis gab was des öfteren und sonderlich dadurch geschah, daß alle Feste allzulang und allzu gründlich und allzu alkoholisch gefeiert wurden.

Am Neujahrstag des Jahres 1851 bemerkte der Reimpfarrer während des Gottesdienstes einige verspätet eintretende Männer, deren Zustand übel war. Dem Anschein nach waren sie unmittelbar von der Silvesterfeier in die Kirche gekommen. An diesem Tage schloß der Reimpfarrer seine Predigt mit folgenden Worten:

Wenn ich dereinst gestorben bin
und trete vor den Herrgott hin
Und hab' nur grad „Grüß Gott" gesagt,
Da werde ich schon streng gefragt:
„Sprich, Pfarrer aus den Tauern,
Wo hast du deine Bauern?"
Worauf ich kurz erwidern werde:
„Die ließ ich auf der bösen Erde;
Denn lieber Gott im Himmel,
Die sind so arge Lümmel,
Daß sie am hohen Neujahrstage
Unmittelbar vom Saufgelage
Besoffen in die Kirche kommen."



„Der wahre Künstler muß arbeiten, wenn die Eingebung sich meldet!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.